Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 200. **Dienstag** den 21. April 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 21. April.

Amerikanischer Geschwaderbesuch in Kiel.

Daß der gestern nach Berlin zurückgekehrte Reichskanzler gezwungen sein werde, im sterbenden Reichstage noch auf Anfragen über unsere Beziehungen zum Auslande zu antworten, ist nicht gerade wahrscheinlich. Immerhin wird es ihm nicht unangenehm gewesen sein, in Berlin die Nachricht vorzufinden, daß das europäische Geschwader der amerikanischen Flotte nun doch noch während der Kieler Woche in Kiel anwesend sein wird, obgleich es eine Weile schien, als ob nur Marseille der Ehre dieses Besuches teilhaftig werden sollte. Daß es nun doch anders kommt, wird der Initiative des Präsidenten Roosevelt zugeschrieben, über den aus Washington berichtet wird:

„Präsident Roosevelt war über den Beschluß des Flottendepartements, das Geschwader trotz Ablehnung der deutschen Einladung nach Marseille zu schicken, aufgebracht. Er verlangte telephonisch Aufklärung von Moody und ordnete, ohne ihn zu befragen, an, daß das Geschwader nach Kiel gehen solle. Dann rief er Baron Speck von Sternburg telephonisch an und versicherte ihm, daß der Besuch in Marseille kein Affront für Deutschland sein solle."

Weiter meldet das „Reutersche Bureau" aus Washington:

„Nach einer offiziösen Ankündigung über den Besuch des amerikanischen Geschwaders in Marseille und Kiel hat die Regierung keine formelle Einladung zur Sendung eines Geschwaders nach Kiel von der deutschen Regierung erhalten, außer auf halbamtlichem Wege eine Mitteilung, daß Kaiser Wilhelm sich freuen würde, während der Flottenmanöver den Besuch des nordatlantischen Geschwaders zu erhalten. Falls dies nicht geschehe, wurde auch angedeutet, daß der Kaiser, der den Kontreadmiral Evans persönlich kennt, sich freuen würde, falls dieser bei seiner Rückkehr aus Asien an Bord seines Flaggschiffes „Kentucky" in einem deutschen Hafen anliefe. Der Staatssekretär der Marine Moody wünschte dringend, alles Mögliche zum Beweise seiner warmen Freundschaft für Deutschland zu tun, ebenso Präsident Roosevelt und Staatssekretär Hay. Diese waren entschlossen, keine Gelegenheit zu versäumen, um Kaiser Wilhelms vielfache freundliche Achtungsbezeigungen für die Union zu erwidern. Doch verbieten die Umstände, irgend einem der beiden von Deutschland gegebenen Winke zu folgen. Die amerikanische Flotte wird jedoch bei den Kieler Manövern vertreten sein. Da das Flottendepartement auch dem Präsidenten Loubet und seinem Volke die größtmögliche Courtoisie zu zeigen wünschte, wäre es eine große Unhöflichkeit gewesen, falls das nur wenige Stunden von Marseille befindliche Geschwader den Präsidenten bei seiner Rückkehr von Algier dort nicht begrüßt hätte."

Dieser letzteren Meldung liegt offenbar eine Verwechselung zu Grunde. Was das nordatlantische Geschwader der Union betrifft, so ist es bekanntlich vom Kaiser in aller Form eingeladen worden, einen deutschen Hafen anzulaufen, und Präsident Roosevelt hat diese Einladung, für den Fall des Besuches europäischer Häfen überhaupt, angenommen. Dagegen ist, wie wir von bestunterrichteter Seite erfahren, von deutscher Seite nichts geschehen, um den Besuch des europäischen Geschwaders herbeizuführen. Wenn nun dieses Geschwader nach seinem Besuche in Marseille mehrere Häfen Nordeuropas anläuft und auch vor Kiel erscheint, so liegt hierin offenbar ein Anzeichen dafür, daß Präsident Roosevelt sich entschlossen hat, auf dem Gebiete der internationalen Höflichkeit Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen. Dieser Beschluß hat etwas lange gedauert; immerhin ist er geeignet, denen die Schadenfreude zu verderben, die in dem amerikanischen Flottenbesuche in Marseille eine „Ohrfeige" für Deutschland erblickten. Hoffentlich wird nun aber auch dafür gesorgt, daß der Empfang der amerikanischen Gäste ein solcher bleibt, wie man ihn Besuchern bereitet, die nur kommen, um einer schon vorher anderwärts abgestatteten Visite einen demonstrativen Charakter zu nehmen.

Die Sozialdemokratie und die Handwerker.

Es gibt Städte und Wahlkreise, in denen die Sozialdemokratie einen Wahlsieg nur gewinnen kann, wenn es ihr gelingt, Handwerkerstimmen zu erlangen. In solchen Wahlkreisen geberden sich die sozialdemokratischen Zeitungen und Redner mit einem Male handwerkerfreundlich bis auf die Knochen. Als in Nürnberg die „Fränkische Handwerkerwacht" die Sozialdemokratie mit Recht für die Todfeindin des Handwerks erklärte, brachte die „Fränkische Tagespost" schnell einen von Handwerkerfreundlichkeit triefenden Wahlartikel, der zum Ueberfluß auch noch „Ein roter Handwerksmeister" überschrieben war. Das geschah am 14. April. Augenscheinlich ging solcher Prinzipienverrat des bayerischen Bruderblattes dem über alle Maßen „klassenbewußten" „Hamburger Echo" stark wider den Strich. Es brachte darum am 16. April einen „Die Handwerker und die Reichstagswahlen" überschriebenen Leitartikel, in dem die sozialdemokratische Manier, Mittelstandspolitik zu treiben, lauter und rein verkündigt wurde. Es heißt da z. B. „Graf Posadowsky war eben einmal wirklich auf der richtigen Fährte, als er andeutete, daß das Handwerk seine Rolle ausgespielt habe. Dagegen ist kein Kraut gewachsen, mögen die Handwerksmeister das noch so sehr beklagen." Und wie wenig der Sozialdemokratie an Mitteln gelegen ist, die die Handwerkernot lindern könnten, beweisen diese Worte: „Der einzige vernünftige Rat, den man den Handwerkern geben kann, ist, sich zu bemühen, redlich die moderne Zeit mit ihren Anforderungen verstehen zu lernen, zu begreifen, daß für alle volkswirtschaftlich entscheidenden Arbeitszweige die Zeit der Kleinarbeit vorüber ist." Die menschenfreundlichen Sozialdemokraten verlangen also von den Handwerkern gar nicht viel anderes, als daß sie Selbstmord begehen sollen. Um die Handwerkerfreundlichkeit der Sozialdemokratie hell zu beleuchten, geben wir noch ein paar Citate. Friedrich Engels hat erklärt: „Wenn aber der Kapitalismus die kleineren Handwerker und Kaufleute vernichtet, die durch und durch reaktionär sind, so tut er ein gutes Werk." Die „Sächsische Arbeiterzeitung" hat geschrieben: „Wir werden immer und überall bestrebt sein, den Untergang des Kleingewerbes zu beschleunigen." Das Erfurter Parteiprogramm beginnt mit dem Satze: „Die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnotwendigkeit zum Untergange des Kleinbetriebes." Man muß natürlich nicht glauben, daß in diesem Programm das stehe, was wirklich ist. Es „ist" in Wahrheit keineswegs so. Aber in diesem Programm steht das, wovon die Sozialdemokraten wünschen, daß es so sein möchte.

Epilog zum Generalstreik in Holland.

Die sozialdemokratische Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, die den streikenden holländischen Arbeitern eine größere Summe Geldes übermittelt hat, nimmt jetzt in einem sehr bemerkenswerten Artikel nachträglich zum Generalstreik Stellung.

„Wir deutschen Arbeiter", so schreibt das Korrespondenzblatt der Generalkommission, „sind niemals Anhänger des Generalstreikgedankens gewesen. Romanische Arbeiterführer behaupten, uns mangele der revolutionäre Elan, das Sichselbstvergessen, das selbst Waffenlose mit nackter Brust vor die feindlichen Gewehre treibt, das aus tausend gemordeten Körpern noch die Idee siegreich emporsteigen sieht. Das ist sicher übertrieben. Richtig dagegen ist, daß unser revolutionäres Empfinden jener fatalistischen Dosis ermangelt, die keinen anderen Ausweg kennt als „siegen oder sterben", die sich jederzeit aufs neue an großen Hoffnungen berauscht und jeden Mißerfolg mit Selbstmordgedanken beantwortet. Statt jener Dosis Fatalismus haben wir deutschen Arbeiter eine gute Portion deutscher Gründlichkeit und englischer Zähigkeit, die uns den Sieg nicht von eindrucksvollen Demonstrationen und geharnischten Reden, sondern von organisatorischer Schulung der Massen, von wohldisziplinierten Arbeiterarmeen erwarten läßt. Ein Streik von Arbeitern, denen bisher jede Organisation mangelte, auf welche die Gewerkschaften keinen sicheren Einfluß auszuüben vermögen, und in einem Umfange, dem die Kräfte der bestehenden Organisationen nicht gewachsen sind, erscheint uns als undurchführbar und darum nachteilig."

Im weiteren erklärt das Korrespondenzblatt, daß es trotz seiner geringen Sympathien für die Taktik des Generalstreiks im allgemeinen dem Kampf der holländischen Arbeitsgenossen eine warme Anteilnahme entgegengebracht habe, weil es geglaubt, daß dieser Kampf zur Einheit der holländischen Gewerkschaften führen würde. Noch einen anderen Erfolg hat die Generalkommission von diesem Kampf der Holländer erhofft, nämlich die kritische Prüfung der Taktik des Generalstreikes, um über dessen Wert oder Unwert Kenntnis zu erlangen. Komisch nimmt es sich aus, wenn die Generalkommission nun mit einem Male erklärt, daß der Verlauf des holländischen Generalstreiks ein solches zuverlässiges Urteil nicht gestatte. Der holländische Generalstreik kann, so erklärt die Kommission in ihrem Organ, als unumstößlicher Beweis dafür nicht dienen, daß ein Generalstreik unter allen Umständen mißglücken muß, sondern lediglich als ein Beispiel, wie ein Generalstreik nicht vorbereitet werden darf. Die Herren Legien und Genossen scheinen also der Meinung zu sein, daß eines Tages wiederum ein Generalstreik ausbrechen könne, den sie natürlich ebenfalls mit warmer Teilnahme begrüßen würden und der, wenn er sehr gut vorbereitet wäre, zum Siege führen müßte. Das läßt wirklich tief blicken und eröffnet auch für die deutsche Gewerkschaftsbewegung seine angenehmen Perspektiven.

Rücktritt Prinetti's.

Die römische „Tribuna" meldet unterm 20. April: „Der Minister des Auswärtigen Prinetti übersandte heute nachmittag dem Ministerpräsidenten Zanardelli sein Entlassungsgesuch." Somit ist der Rücktritt Prinetti's, der wiederholt gemeldet und in Abrede gestellt wurde, wohl definitiv. Italienische Blätter sprechen davon, daß Prinetti's Resignation die Freunde einer loyalen Dreibundpolitik mit großem Bedauern erfüllen müssen; er falle als Opfer der Frankreich freundlichen Strömungen, welche durch die unablässigen Bemühungen des französischen Botschafters Barrère von Tag zu Tag in Italien mehr Einfluß gewännen. Wir fassen mit den „Berl. N. N." den Vorgang etwas einfacher auf. Prinetti hat vor einigen Monaten einen schweren Schlaganfall erlitten, dessen Folgen ihn an der weiteren Ausübung des verantwortungsvollen Amtes hindern. Zu Dreibund-Besorgnissen haben wir um so weniger Anlaß, als vor zwei Jahren bei der Ernennung Prinetti's zum auswärtigen Minister die gleichen Bedenken laut geworden sind. Man wies damals auf eine Rede hin, die er 1891 gegen die Erneuerung des Dreibundes gehalten hatte. In einer Rede, die er, vom Abgeordneten Barzilai darüber interpelliert, am 14. Juni 1901 hielt, ließ Prinetti erkennen, daß die neuen „innigen Beziehungen zu Frankreich", die trotz des Dreibundes angeknüpft worden waren, seinen Einwendungen gegen diesen den Boden entzogen haben. Im Verlaufe seiner zweijährigen Amtstätigkeit hat Prinetti selbst Gelegenheit gehabt, namens Italiens den Dreibund seinem vollen Umfange nach, wie wir aus Bülows Munde wissen, zu erneuern, ohne handelspolitische Zusätze, wie sie ihm waren nahegelegt worden. Ebenso hat er sich aber ganz besonders eifrig gezeigt in der Pflege intimer Beziehungen zu Frankreich. Man könnte also gerade so gut sagen, daß die Franzosen allen Anlaß haben, seinen Rücktritt zu bedauern, wie die Mächte des Dreibundes, dessen Aufrechterhaltung die zahlreichen Minister, die seit seiner Begründung in Rom die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten hatten, immer wieder als Grundlage von Italiens Politik erkannt und schätzen gelernt haben. So wird es wohl auch dem Nachfolger Prinetti's, dem Marineminister Morin, gehen, dessen bisheriges Auftreten Geschick und Korrektheit verriet. Ganz abgesehen von der Frage, ob Deutschland oder Italien ein größeres Interesse an der Erhaltung des Dreibundes hat, fühlen wir uns bei diesem Ministerwechsel zu keinerlei Besorgnissen aufgelegt.

Die neue Aera in den früheren Boerenrepubliken.

Schon während und kurz nach der Reise des britischen Kolonialsekretärs durch die südafrikanischen Kolonien ließen deutliche Anzeichen erkennen, daß von einer merklichen Besserung des Verhältnisses zwischen Holländern und Briten nicht die Rede sein kann und daß auch die Bemühungen, einen engeren Anschluß der neuerworbenen Territorien an die Reichsgesamtheit zu stande zu bringen und von ihnen in zollpolitischer Hinsicht dieselben Vergünstigungen zu erwirken, die Kanada und Australien der britischen Einfuhr gewährt haben, so bald nicht zu einem positiven Erfolge führen werden. Diese Annahme erfährt nunmehr eine gewisse Unterstützung durch die Stellungnahme der General Mining and Finance Company, welche diese Gesellschaft, eine der angesehensten und leistungsfähigsten des Transvaalgebietes, auf ihrer letzhin in Johannesburg abgehaltenen Generalversammlung gegen die Vorzugsbehandlung britischer Waren bekundet hat. In Uebereinstimmung mit den seinerzeit von nichtenglischer Seite vielfach geäußerten Ansichten führte der Vorsitzende

---

Feuilleton.

16] **Das Gold vom Widwatersrand.**

Roman von F. Klinck-Lüttetsburg.

Nachdruck verboten.

Damit war meine letzte Hoffnung zerstört, daß jemals ein Schimmer von Glück auch auf mich fallen würde, und ich fühlte mich einsamer als je. Inzwischen war ich auch zu der vollen Erkenntnis gekommen, daß ich mich an einem verwerflichen Betruge beteiligt habe, und von Zorn gegen Menschen erfüllt, die meine Jugend und Unerfahrenheit benutzt, begann ich Joseph Brandt die ersten Vorwürfe zu machen. Seine Leidenschaft für mich steigerte meine Abneigung bald zu einem heftigen Widerwillen, so daß schon damals Augenblicke kamen, in welchen ich daran dachte, einem mir unerträglich gewordenen Leben ein Ende zu machen. Aber mir graute vor dem Tode, und ich begann darüber nachzudenken, ob es nicht möglich sei, eine Aenderung meiner trostlosen Lage herbeizuführen.

Als ich aber eines Tages davon sprach, daß ich nicht beabsichtige, auch in Zukunft von Menschen, die mir verwandtschaftlich nahe standen, als eine Fremde betrachtet und behandelt zu werden, erkannte ich, daß ich nie daran würde denken dürfen, meine Hoffnung verwirklicht zu sehen, wenn ich nicht aus eigenem Antriebe Schritte unternahm, mich mit meinen Verwandten in Verbindung zu setzen. Ich schrieb an Sie. Joseph Brandt brachte mir den Brief geöffnet zurück.

Es kam zu einem schrecklichen Auftritt, Wilm, aber ich hatte nur erreicht, daß ich in einer Weise bewacht wurde, die einer Gefangenschaft gleichkam, und mein Mut war gebrochen. Mein Gatte drohte mir, mich in ein Irrenhaus zu bringen, wo auch meine Mutter gestorben sei. Ich mußte einsehen, daß ich rettungslos einem furchtbaren Schicksal in dem Augenblick verfallen sein würde, in welchem ich den Versuch machen sollte, eine Annäherung an die Familie meines Vaters zu unternehmen. Joseph Brandt, Ignatius van Senden und Harry Danley waren Männer, die eine hilflose Frau nicht angreifen konnte, und über diesen Punkt täuschte ich mich nicht.

Da erhielt ich die Nachricht von dem Tode meines Vaters, der freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht. Ihre Mutter, Wilm, gab mir ahnungslos die Zeitung mit dem entsetzlichen Bericht, daß der im Botanischen Garten aufgefundene Selbstmörder als der Berginspektor Peter van Senden aus Johannesburg rekognosziert worden sei. Vielleicht ermessen Sie selbst, Wilm, was ich in jenem Augenblick empfunden habe, als ich erfuhr, daß er, den man mich seit Jahren als einen Toten hatte betrauern lassen, in meiner unmittelbaren Nähe eines jammervollen Todes gestorben war. Die Ueberzeugung, daß ich ihn, wenn ich ihm nahe gewesen wäre, hätte retten können, erfüllte mich mit namenlosem Schmerz, aber auch mit einem großen Zorn gegen diejenigen, die schuld an einer vorzeitigen Trennung von Vater und Kind gewesen waren.

Noch einmal lehnte ich mich offen gegen meinen Gatten auf, begegnete aber kaltem Hohn. Joseph Brandt machte nicht mehr den Versuch, mich mit Bitten und Versprechungen zu versöhnen, weil er wußte, daß er ein vergeblicher sein würde. Er begann von dem Augenblick an, mich als eine Kranke zu behandeln, und mit ihm tat es seine und meine Umgebung.

Ich aber gab den Vorsatz nicht mehr auf, mich meiner Gefangenschaft zu entziehen. Ich war eine ununterbrochen Ueberwachte, wenn ich auch nach wie vor an der Seite meines Gatten in Gesellschaften erschien. Es entging mir auch nicht, daß ich von vielen Seiten einer besonderen Beobachtung ausgesetzt war, und vermutete ich, daß über meine Gesundheit in Umlauf gesetzte Gerüchte ihre Ursache dazu sei. Daß diesem Zustande ein Ende gemacht werden müsse, stand bei mir fest.

Nur sah ich mir jeden Weg versperrt, auf dem ich meine Absicht hätte erreichen können. Ich wagte nicht, einem Menschen mich anzuvertrauen, und unbemerkt das Haus zu verlassen, war eine Unmöglichkeit, da man mich nicht aus den Augen ließ. Trotzdem dachte ich beständig daran, wie es mir gelingen könnte, mich der Aufsicht zu entziehen, und eines Tages bot sich mir eine Gelegenheit, die ich benutzen konnte, weil ich mich jeden Augenblick bereit gehalten.

Ich hatte Besuche gemacht, und mein Wagen hielt bei Etoiles, deren Haus einen Durchgang nach dem Bahnhofe hat. Es war kaum zehn Minuten vor Abgang des Schnellzuges — es konnte gelingen. Der Gedanke war mir blitzähnlich gekommen. Ich stand am Schalter, mein Billett zu lösen, ehe ich es selbst wußte. In dem Augenblick aber, als ich den Perron betrat, sah ich einen Herrn mit einer Handtasche vor mir hergehen, in welchem ich einen intimen Bekannten Josef Brandts erblickte. Es war ein Sekretär aus Potchefstroom, der dorthin zurück wollte — Herr Stephan Mildler.

Im ersten Schrecken wollte ich die Flucht ergreifen, er kam aber auf mich zu und begrüßte mich. Er war mir schon von Kimberley her bekannt, wo er im Hause Mr. Danleys verkehrte und die Absicht verriet, mich zu heiraten. Ich hatte aber eine Abneigung gegen ihn und mied ihn, wo ich konnte. Dadurch war eine Spannung entstanden, die ihn von mir fern gehalten. Seine Frage, wohin ich wollte, beantwortete ich in der Aufregung wahrheitsgemäß. Somit muß ich erwarten, daß mein Gatte nach hier kommen und seine Drohungen wahr zu machen suchen wird, wenn Sie mich nicht schützen."

Lisa Brandt hatte mit wachsender Ruhe ihre Mitteilungen gemacht, ohne sich nur einmal noch zu unterbrechen. Aber sie sah blaß und angegriffen aus, und jetzt schloß sie vorübergehend die Augen wie in völliger Erschöpfung.

Wilm van Senden hatte äußerlich kaum seine Anteilnahme an der Erzählung der jungen Frau zu erkennen gegeben. Er saß mit zu Boden gesenktem Blick, den er nur flüchtig erhoben, als der Name Stephan Mildler sein Ohr erreicht hatte.

Jetzt fragte er, obwohl er die Antwort im voraus wußte:

„Unter welchem Namen sind Sie die Gattin des Generaldirektors Brandt geworden?"

„Als Lily Viktoria Danley. Papa hat seine Einwilligung nicht geben wollen, und dann haben sie ihm gesagt, daß ich gestorben sei."

Wilm schüttelte mit dem Kopfe.

„Wenn er davon wußte, daß Sie im Hause Mr. Danleys als dessen Tochter lebten, doch wohl kaum, Lisa."

„Warum nicht? Schlimmsten Falles hätte er nichts gegen Onkel Ignatius und die anderen Mitwisser unternehmen können. Sie haben doch auch ihre Absicht erreicht — Papa hat jedenfalls nichts mehr von mir gehört."

„Womit wollen Sie aber beweisen, daß Sie in der Tat Peter van Sendens Tochter sind?" fragte Wilm dann.

Sie sah ihn mit einem Blicke unbegrenzten Erstaunens an.

„Lily Danley und ich sahen sehr verschieden aus. Die Institutsvorsteherin, die Lehrer und Lehrerin und alle Pensionärinnen würden bezeugen können, daß ich nicht Lily Danley bin."

„Eine derartige Beweisführung würde sehr umständlich sein und uns gegenwärtig nichts nützen", sagte Wilm ernst. „Vor allen Dingen bedürfen wir eines Beweises, daß Ihre Angaben der Wahrheit entsprechen, ehe wir daran denken können, Sie bei uns aufzunehmen oder festzuhalten, wenn der Generaldirektor Brandt Ihre Rückkehr nach Kapstadt verlangen sollte."

Seine Worte hatten sie jäh erschreckt. Auch die letzte Spur von Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen und vollendete Verzweiflung drückte sich in ihren Zügen aus. Aber nur minutenlang war sie von Entsetzen beherrscht. Schon kehrte ein feines Rot in ihre Wangen zurück und in ihren Augen leuchtete Entschlossenheit.

„Ich werde nie in das Haus Josef Brandts zurückkehren — eher sterben."

Auch nicht ein leises Schwanken gab sich in ihrer Stimme zu erkennen, und Wilm war nicht einen Augenblick darüber im Zweifel, daß Lisa Brandt nicht leere Worte gesprochen. Und indem er auf die blutjunge, elegant gekleidete Frau blickte, überkam ihn ein großes Mitleid. Was mußte sie gelitten haben, um so denken — so sprechen zu können!

„Ich brauche Ihnen nicht die Versicherung zu geben, daß ich alles tun werde, was in meinen Kräften steht, Ihre Rechte wahrzunehmen, Lisa", sagte er mit Wärme. „Vertrauen Sie mir. Sie wollen mir gestatten, Frau van Senden von Ihrer Anwesenheit in Kenntnis zu setzen."

Wilm war gegangen und die junge Frau allein. Ein trübes Lächeln umspielte ihren Mund. Als sie den Entschluß gefaßt, nach Johannesburg zu reisen, um den Schutz eines Menschen zu erbitten, in dessen Charakter sie ein unbegrenztes Vertrauen setzte, hatte eine wunderbare Hoffnungsfreudigkeit sie erfüllt. Sie hatte dem Glauben sich hingegeben, daß einige Worte ausreichen würden, ihn zu entflammen. Und nun fragte Wilm nach Beweisen. Vielleicht — —

SLUB
Wir führen Wissen.